

Serzhafter Herbstestrost

Wenn der Sonne Guld geringern Abglanz auf die Erde schickt, Und der Herbst mit dürren Fingern Arme letzte Blume knickt —

Wenn der Wind unsanften Mundes Ueber Wald und Wiese haucht, Und der Mond sein kaltes rundes Maahtgehoht aus Wolken taucht —

Fühlt die Seele sich verlassen, Denn die Welt scheint trutzlos-arm: Doch es gilt, Vertrauen zu fassen, Abzutun den Gram und Darm.

Kein Geheimnis ist dahinter, Liebe Seele — sei getroht, Denn du weihst: nach jedem Winter, Tu er noch so sehr erhoht —

Treten, tritt nach dem Kalender, Ueber Wald und Sommer wieder her; Denn auf diese Freudenpender Doffe, Derz und nimms nicht schwer!

Richard Soozmann

Aus Welt und Leben

Wenn die langen Abende kommen herrscht im Kinderzimmer oft recht bose Langeweile. Die Kinder sind muhmig, denn sie wissen sich nicht zu betaetigen. Alle Spielsachen sind gründlich abgepielt, die Bücher ausgelesen und im Freien ist kein Ausgehalt mehr. Gedankt aus Zimmer, weilt sich ein langer Tag und Abend an den anderen, ohne daß die vielen Stunden einigermaßen reizvoll ausgefüllt werden könnten. Da ist es Verast einer edelen warmherzigen Hausmutter, ihren Kindern nicht nur ein guter Berater zu sein, sondern ihnen auch durch Erzählen einer Geschichte, durch Anleitung zu einem neuen Spiel oder einer neuen Betaetigung kleine Freuden zu bereiten. Durchs ganze Leben hindurch haben sich große Männer solcher Abendstunden im trauten Familienkreise, da sie noch ein Kind waren, erinnert, und aus dieser frühzeitigen Erinnerung Kraft zu neuen, großen Taten oder Trost in schweren Lebensstunden gefunden! Darum, ihr Eltern, besonders ihr Mütter: Sucht den vielgerühmten Hauser des deutschen Hauses zu erhalten und pflegt in den Herzen eurer Kinder die Freuden, die ein Elternhaus — nur ein Elternhaus — zu geben vermag!

Das Schicksal eines Kaiserdenkmals. In einem Schuppen des Spandauer Nordbahofens wurde seit längerer Zeit ein Denkmal Kaiser Friedrich III. „aufbewahrt“, das im Jahr 1929 wegen des Neubaus der Charlottenburger Brücke seinen Ehrenplatz verloren hatte. Ueber den weiteren Verbleib dieses Denkmals entstand jetzt ein lebhafter Kampf, denn die aus Sozialdemokraten und Kommunisten bestehende Linksmehrheit der Spandauer Bezirksversammlung hatte die Einschrottung dieses Denkmals beschloßen und der Berliner Magistrat hatte sich in der Angelegenheit desinteressiert erklärt. Die Denkmalsturmer hatten jedoch nicht mit der Rechtslage gerechnet und ebensowenig mit dem Votum des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, der sich an den Provinzialkonservator wandte. Dieser sprach sich ebenfalls gegen die Verwertung des Denkmals aus. Die Rechtslage gestatte nicht, den

Beschluß der Bezirksversammlung auf Einschrottung auszuführen. Es handelte sich um eine Stiftung, die privatrechtlich eine Schenkung darstelle mit der Verpflichtung, das Denkmal aufzustellen und in Stand zu halten. In rechtsgerichteten Kreisen Spandaus sind auf Grund dieser Entscheidung nunmehr Bemühungen im Gange, die notwendigen Mittel zur Wiederaufrichtung des Kaiser-Friedrich-Denkmal an einem würdigen Platz aufzubringen.

Druckluftbremsen für Flugzeuge. Bekanntlich braucht jedes Flugzeug nach der Landung eine gewisse Auslaufstrecke, ehe es zum Stehen kommt. Bei den modernen, schweren und schnellen Groß-Verkehrsflugzeugen ist die Länge dieser Auslaufstrecke recht beträchtlich, sie beträgt bei Windstille oft mehrere hundert Meter. Das zwingt einerseits zur Anlage sehr großer und entsprechend kostspieliger Flugplätzen, andererseits eine handige Verfahrmanuelle für den Fall einer Notlandung in ungünstigen Gelände, wenn keine genügend große und glatte Anstrolchlange zur Verfügung steht. Man ist deshalb schon verhaltnismaig früh auf den Gedanken gekommen, die Fahrradbremsen zur Verkurzung des Auslaufes mit vom Fahrer betätigten Bremsen zu versehen. Die Verfuche scheiterten jedoch lange Zeit an der Schwierigkeit, die Bremsen konstruktiv so auszuweisen, daß ihre Bedienung mit der unbedingt nötigen Feinschlagigkeit erfolgen konnte. Man muß bedenken, daß die Maßnahmen zwecks Verminderung der Landungsgoe ferner im Fahrgestell aufgehängt sind, wodurch die Anwendung mechanischer Bremsgange von vornherein ausgeschlossen ist. Vor kurzem ist man von einer bekannten Berliner Bremsen-Spezialfirma eine neuartige Flugzeugbremse auf den Markt gebracht worden, bei der die Uebertragung der Bremskraft mittels Druckluft erfolgt. Zur Erzeugung der Druckluft dient ein kleiner, an Bord des Flugzeuges mitgeführter Kompressor, der durch drahtanschlosene Gummianschlange mit den an den Fahrgestellradern angebrachten Bremszylindern in Verbindung steht. Die elastischen, nachgiebigen Schlange verhindern das Federspiel in keiner Weise. Zur Regelung der Bremskraft dient ein im Fuhrerort angeordneter Handhebel, durch dessen Verschieben mehr oder weniger Druckluft in die Bremszylinder geleitet wird. Die Bremswirkung ist auf diese Weise außerordentlich fein abstimbar. Eine besondere Vorrichtung ermoglicht es ferner dem Piloten, die beiden Räder im Bedarfsfalle verriegeln zu lassen, wodurch das Flugzeug auf dem Boden eine bis dahin unbekannte Verastbarkeit bekommt. Die in Verbindung mit den Innenverriegelungen durchgeführten Verfuche haben ergeben, daß sich der Auslauf eines Flugzeuges durch Verwendung der beschriebenen Bremsen auf etwa ein Drittel seiner ursprünglichen Größe vermindern lat. Gewiß ein bemerkenswerter Erfolg, der der neuen Erfindung baldig Einführung bei allen groeren Flugzeugen sichern dürfte.

Der Spagen-Dienstmann. Von einer seltenen Tierfreundschaft zwischen Spagen und dem Dienstmann Nr. 56 am Breslauer Bahndhof wird aus Breslau berichtet: Am Hauptbahndhof sieht man nicht selten dicht gedrängt einige Dutzend Personen stehen. Man vermutet einen Volkskauf oder einen Straenhandler, der seine Waren anpreist. Aber nichts von alledem. Friedlich steht dort alt und jung und sieht dem großen Dienstmann Wilhelm Keisele zu, wie er seine Sperlinge füttert. Man muß ihn gesehen haben, den Alten, wie er sich inmitten seiner Spagen wohlfühlt. Sie kommen ihm auf die Schultern, die Nage und insbesondere auf den Arm und die Hand geflogen, in der er immer einige von seinem Frühstück ubergelassene Kranden für seine Lieblinge bereit hält. Geht er einige Schritte weiter, so hupft und fliegt der ganze Schwarm hinter ihm her. Ist er manchmal durch seine dienstliche Tätigkeit verhindert, an seinem Plage zu bleiben, so will das Schimpfen und Tschilpen des kleinen gefiederten Vogelchens kein Ende nehmen, und unser Dienstmann wird von seinen Kollegen nicht selten mit den Worten: „Willem, kumm of, deine Lieblinge sein wieder do“, an seinen Platz gerufen. Aus-

gerechnet sind es Sperlinge, die Gassenjungen unter den Vögeln, die zu unserem Dienstmann Nr. 56 so großes Vertrauen haben. Spagen sind wohl im allgemeinen dervit. Daß sie aber zu Menschen so überhaupt zutraulich wie hier sind, steht wohl ganz vereinzelt oder überhaupt einzig da. Seit langem bemuchen sich auch die Kollegen des Dienstmanns um die Gunst der Spagen. Aber alle Verfuche der anderen schlagen fehl. Nur auf die Nummer 56 haben es unsere Spagen abgesehen. Wahrscheinlich ist die goldene Maße, die den Alten auszeichnet, eine besondere Anziehungskraft auf die muntern Gefellen aus.

Wieviel Schnellzüge verkehren auf der Deutschen Reichsbahn? Im Sommerfahrplan 1931 verkehrten täglich 952 Schnellzüge, von denen 8 Luxuszuge, 36 FD-Züge, 490 D-Züge und 418 G-Züge waren. Dazu traten in der Hauptverkehrszeit weiter 94 Züge, darunter 74 D-Züge und 20 G-Züge, so daß während dieser Zeit im ganzen 1046 schnell fahrende Züge täglich auf der Reichsbahn gefahren wurden. Während die G-Züge täglich 75.000 Kilometer zurücklegten, entfielen auf die übrigen Schnellzüge zusammen 191.600 Kilometer. Demnach stellte sich die durchschnittliche Laufweite eines D-Zuges auf 380 und eines G-Zuges auf 180 Kilometer. In den 1046 Zügen liefen insgesamt 1085 Kursozagen, die durch Uebergang auf andere Züge direkte Verbindungen ohne Umsteigen ermoglichten. Darunter befanden sich 143 Speisewagen.

Warum haben wir Hunger? „Ich habe Hunger“, jagt man — und glaubt, daß dies peinliche Gefühl vom leeren Magen verursacht wird — jedenfalls ist das die am meisten verbreitete Meinung. Seitdem genaue Untersuchungen über den Entleerungsmechanismus vorliegen, seitdem wir mit Hilfe der Röntgenstrahlen die Tätigkeit des Magens genau beobachten können, wissen wir aber, daß diese Ansicht durchaus nicht zutrifft. Denn bereits 2 bis 3 Stunden nach einem nicht zu reichlichen Frühstück ist der Magen leer, wir empfinden aber den Hunger erst viel später. Um diese Tatsache noch sicherer zu beweisen, sind neuerdings Verfuche gemacht worden, bei denen der Magen mit irgendeinem Brei, der keine Nahrungsmittel enthielt, gefüllt wurde. Das Hungergefühl war trotz der Füllung des Magens erhebtlich. Schon durch eine Spritze von genügender Menge Traubenzucker ist das Hungergefühl nachhaltig zu beeinflussen. Der Traubenzucker gelangt ins Blut, von wo aus er, bei einer bestimmten Konzentration, das Gefühl der Sättigung hervorruft. Mit anderen Worten: Sind genügend Nahrungstoffe im Blut vorhanden, so bleibt der Hunger aus. Das kann nur so erklärt werden, daß bestimmte Bestandteile im Blute auf besondere Nervenzellen einen Reiz ausüben, so daß jenes uns bekannte Gefühl des Hungers oder des Appetits nicht ausgelost wird.

BETTEN REUSCH Matratzen Aussteuern Qualitäts-Erzeugnisse aus eigenen Werkstätten FR. Breusch pforzheim, Metzgerstr. Erstes Haus am Platze.

Sanatorium Dr. Brauser.

Der Roman eines deutschen Detektivs. Von Kurt Martka. Copyright by Verlag Neues Leben, Bayr. Gmain.

Paul Stein fiedte die Briefe zu sich und begab sich hinab. Er traf den Professor, der gerade nach der geschlossenen Abteilung gehen wollte.

„Sie können einmal die Gläser und Retorten im Laboratorium reinigen! Ich will die Kranken Ihrer Abteilung besuchen. Dazu benötige ich Sie nicht.“ „Sehr wohl, Herr Professor.“

Der Oberpfleger betrat das Sprechzimmer und durchschritt es. An der Tür zum Laboratorium machte er lauschend halt. Er hörte, wie Brauser die Tür zum Seitenflügel aufschlo, eintrat und von innen versperrte.

Warum nahm ihn Brauser heute nicht mit zu den Kranken? Was hatte er vor? Wollte er eines oder einige seiner Opfer in besonderer Weise unter seinen Willen zwingen?

Er trat zurück und hin zu dem Schreibtisch. Es bot sich ihm bisher nichts neue Gelegenheit, etwas zu untersuchen. Also dann eben bei Tag! — Er lauschte. Grifft in die Tasche, beugte sich nieder, und bereits nach ein paar Minuten fand ein Fach offen vor ihm. — Vorsicht war nötig! Nichts anders legen! — An die Durchdringlichkeit des Gegenstandes denken! — Der Inhalt bot nichts von Belang. Weiter! Ein zweites Fach. Nichts! Und weiter! — Aber nirgends eine Spur, nirgends Briefe oder Adressen. — Also der Treisler! — Wer jetzt? — Nein. Da mußte Brauser einmal fortgegangen sein.

Was geschah indessen mit den Unglücklichen drüben? Wer unterlag jetzt Brausers Zwang?

Er eilte hinaus, wollte mit seinem Schlüssel die Tür zum Seitenflügel öffnen. Eine Frage ließ sich rosch rechtfertigen. — Doch was war das? Der Schlüssel ging nicht ins Schloß! Brauser hatte seinen Schlüssel innen stecken lassen. — Zufall oder Absicht? — Absicht sicherlich! Er wollte auch von seinem neuen Oberpfleger jetzt nicht ubertracht werden. — Und wenn nun Lotte kam und Brauser ihn dann auch aussehlich, was konnte dann inzwischen mit Lotte geschehen? —

Paul Stein feuhte und ging wieder hinüber ins Laboratorium, die ihm aufgetragene Arbeit zu erledigen. — Erst nach zwei Stunden trat der Professor ein. Er erschien abgespannt.

„Diese Kranken nehmen meine Nerven mit! Ich habe mir wieder einmal mit Nummer sechs alle Nage gegeben. Der Mensch wird aber täglich bloder. Ich kann dem nicht mehr helfen.“

„Der kam mir auch schon hoffnungslos vor.“ „Ein Bettler will ihn nächstens besuchen. Der denkt vielleicht, dieser Blot gebe seiner Heilung entgegen. Wird sich schwer täuschen!“

„Der Mensch täuscht sich oft, Herr Professor.“ „Wie kommen Sie mit dem Grasen aus? War er gestern vernunftig?“

„Es ging. Man muß ihm eben seinen Willen lassen. Schimpfworte hat er mir genug an den Kopf geworfen.“

„Nicht wahr? Das ist aber zu ertragen. Wenn er jedoch mit Stählen um sich wirft, wird es weniger angenehm. Ich möchte den Menschen am liebsten los sein.“

„Teilen Sie es doch seinen Verwandten mit!“ „Das möchte ich auch nicht gern. — Was hatten Sie denn übrigens jetzt für Kranke in Pflege?“

„Keinliche Fälle.“ „Hören Sie mal, Straffer.“ „Bitte, Herr Professor.“ „Wie geht es in Hamburg?“

„In Hebedal?“ „Ja.“ „Wie alle die Jahre, Herr Professor. Die einen kommen, die anderen gehen.“

„Ja, ein wenig unter die Erde.“ „Ach so! — Ja, ja. Unter die Erde. Manchmal überlegen sie es sich nur recht lange. — Und für manche ist es doch wirklich eine Erlösung.“ „Ja, eine Erlösung aus der Not des Wohns.“ „So ist es. — Geben Sie dem Verkranken punktilich seine Pulver!“

„Er verlangt selbst danach.“ „Wird nicht mehr alt, der Mann.“

„Das wird seinen Verwandten unerwünscht sein. Man sieht es oft gern, wenn solche Kranke lange leben.“ „Ja. Das stimmt aber hier nicht.“

Mit einem Male veränderte sich Brausers Gesichtsausdruck. Er fragte drängend: „Sind Sie mit den Gläsern fertig?“

„Nein.“ „Dann becken Sie sich!“ Der Professor ging in sein Sprechzimmer zurück. Bald darauf hörte Straffer das Klappern der Schreibmaschine.

Jetzt schrieb der Professor. Was schrieb er? An wen? — Straffer wartete eiliche Minuten. Dann öffnete er rasch die Tür und trat ein. Er hielt eine Flasche mit grüner Flüssigkeit in der Hand.

Der Professor fuhr beunruhigt auf und raffte rasch einige Papier zusammen. „Was ist denn?“

„Herr Professor, vergehen Sie, mich interessiert die grüne Flüssigkeit! Was ist das eigentlich?“

„Ein Bindemittel. Sie können mir bald bei Verfuchen helfen. Aber jetzt hören Sie mich nicht mehr!“

„Herr Professor beschäftigen sich viel mit Giftschre?“ „Sind Sie Chemiker?“

„Etwas. Ich habe meinem bisherigen Bettu viel geholfen.“ „Das ist schön. Das ist mir lieb. — Aber jetzt rasch, rasch! Becken Sie sich!“

Max Straffer verschwand wieder hinter der Tür. Er biß sich ärgerlich auf die Lippen. Es war nichts zu machen. — Und die Briefe mußten doch abgefangen werden! Es mußte in Erfahrung gebracht werden, wer es war, der die Frauenspezialion aus Berlin hierher sandte! —

(Fortsetzung folgt.)

Humor

Erinnerungen

Der Raucher. „Ach ja,“ schwärmte Frau Brown aus Boston in Keibel, „wenn ich so den Befehl betrachte, denke ich immer an meinen armen seligen Robert — der rauchte auch so stark...“

Wiktät. „Sie tanzen heute gar nicht, Frau Doktor?“
„Rein, lieber Freund, aber gedulden Sie sich nur noch bis zwölf Uhr!“

„Warum denn?“
„Denn möchte ich nicht tanzen, es ist nämlich gerade der sechste Todestag meines Mannes!“

Empfindlich. Ein junger Mann will sich ein Zimmer mieten, kommt zu einer Frau, sieht sich eines an und sagte: „Dieses Zimmer erinnert mich zu sehr an das Leben!“
„Wieso an das Leben?“
„Es ist so häßlich eingerichtet.“

Aus einem Liebesbrief. Der junge Obemann

„muß sein Brautbräutigam zum erstenmal für einige Zeit allein daheimlassen. Am nächsten Tage schon erreicht ihn ein Briefchen: „Nächstes, ich verberge vor Sehnsucht! Wenn ich am Abend Deinen Schlafrock am Türhaken hängen sehe, denke ich ganz traurig: Ach, wenn doch mein geliebter Mann da wäre!“

Die Verstorbenen. „Wie konnten in den früheren Jahrhunderten unsere Vorfahren nur ohne Telefon und Telegraph leben?“

„Sie konnten es eben nicht, sie sind alle gestorben.“



Das ist Amerika

Mit 100 Mark nach U. S. A. — Hinter der Dollarfront

Ein deutsches Schicksal / Von Karl Ey / Copyright 1930 by Presse-Verlag Dr. R. Dammert Berlin.



(21. Fortsetzung.)

Im Speisezimmer wurde ich auch mit Wessy bekannt, dem Faktotum des Hauses Gilderseldt. Eine torpulenten Negermann, schwarz wie die Nacht und freundlich wie der Morgen. Strahlend vor Zufriedenheit, dem guten Jod und der schönen Frau dienen zu können. Auch mich mit Herzlichkeit bemutternd und meinem jetzt auf phantastische Höhe gelangten Appetit mit einem gehaltreichen Hühnerchen und einem Merlotgout, wie es rechtmäßig eigentlich nur Göttern gebührt, füllend.

In seiner Bibliothek setzte ich mich darauf dem schwarzen Anwalt de Gilderseldt gegenüber; als ich erst sah, war es nicht mehr so schlimm, aber der Gang durch die Tür in den Kleiderkasten dieses Mannes — ich schämte mich mehr als damals, da ich abgerufen und angeschlossen am strahlenden Broadway dem Brauereidirektor aus St. Paul begegnete und nur noch eben in der Menge verschwinden konnte, als ich glaubte, er habe in mir die Identifikationskarte von 1914 wieder erkannt. . .

„Nun, wie haben Sie geruht, Mr. Ey? Heddy sagte mir schon, recht gut und ausgiebig. Das ist recht so, denn unsere Gäste sollen sich bei uns wohlfühlen“, begann der Anwalt das Gespräch, nachdem er mir ein Glas Portwein eingegossen und den Zigarettenkasten herübergeschoben hatte. „Nun wollen wir erst einmal das Geschäftliche besprechen. Als unser Gast kann ich Ihnen natürlich nichts für die Zeit, wo Sie bei uns sind, abnehmen, aber ich habe hier für die anderen Sachen eine Liste aufgestellt. Sehen Sie sie bitte durch, damit nachher kein Irrtum möglich ist. Oder warten Sie, ich lese sie Ihnen vor.“

Merken Sie auf. Die Wäsche war neu. Ich habe sie billig gekauft, berechne sie Ihnen aber zu den üblichen Preisen. Sie erhalten sechs Garnituren, zusammen zwei Dollar. Der Anzug ist getragen. Er hat eine angenehme Farbe und einen hübschen Schnitt, fikt mir aber nicht. Ich wollte ihn schon immer verkaufen und steue mich jetzt, daß Sie ihn mit abnehmen. Ich berechne den Wert mit fünf Dollar. Die Schuhe hat Heddy ganz billig eingekauft. Sie kosteten nur einen Dollar. Nun kommt nachher noch mein Schneider, der Ihnen einen guten Ueberzieher anbietet und zwar für zwölf Dollar. Greifen Sie zu, denn das ist billig. Ich gebe Ihnen jetzt noch 100 Dollar in bar, das heißt, ich leihe sie Ihnen mit der Bedingung, daß Sie mir die Summe mit fünf Prozent verzinsen. Hier haben Sie bitte das Geld ein. So, nun unterschreiben Sie bitte diesen Schuldschein, dann ist unser kleines Geschäft erledigt. Ich sehe Ihnen, wenn Sie dessen bedürfen, auch weiterhin gern gegen die üblichen Zinsen mit angemessenen Summen zur Verfügung. Und hier bitte ich Sie, noch diese Uhr von mir anzunehmen. Sie ist kein Geschenk, sondern ein kleiner Gegendienst für die Summe, die Sie Heddy in Omaha geliehen haben.“

Ich hatte das Geheimnis des Schwarzen erkannt. Er verstand die letzte Kunst zu schenken, ohne den Beschenkten zu beschämen. Ich verstand, was Hertha an den Mann festsetzte. . .

„Wenn Sie keine Bedenken haben, mit farbigen in Verbindung zu treten“, fuhr Gilderseldt fort, indem er den „Schuldschein“ verlies, „so dürfte sich Ihnen vielleicht die Gelegenheit bieten, uns in unseren politischen Bestrebungen nützlich zu sein. Falls Sie es wünschen, stelle ich Sie morgen unserem Führer Marcus Garvey vor.“

Die schwarze Metropole.

Am anderen Tage — der schwarze Schneider war erschienen und hatte mir einen prächtigen Ueberrock gebracht — ging ich mit Hertha aus, um für meine jadenheime Wäsche einen Hut zu kaufen. Ich hatte diese Gegend New Yorks früher noch nicht gesehen und war nun doch erstaunt, in der Avenue, in die wir von der 137. Straße einbogen, eine elegante Promenade mit glänzenden Säulen zu finden. Wo man hinsah, sah man Neger, elegante Neger in Pelz und Lackstiefeln, abgeritzte Stromer, dicke, pechschwarze Mammies und hochmoderne Nalattinnen. Das wimmelte und trillerte auf der Lexington Avenue, dem Renommierboulevard des schwarzen New York, das glänzte und glitzerte in den Säulen. Der schwarze Polizist, der schwarze Briefträger verzieten, daß auch das Beamtentum aus dem Negerkamm herrührte.

Die Stadt New York zählt nämlich unter ihren Bewohnern nicht nur mehr Deutsche als Hamburg, mehr Italiener als Rom, mehr Irländer als Dublin und rund zwei Millionen Juden, sondern sie ist auch die größte Negerstadt der Welt; denn rund eine viertel Million der Abkömmlinge der Sklaven haben sich hier niedergelassen.

Während aber die Angehörigen der weißen Nationalitäten bunt durcheinandergewürfelt überall in dieser reichen Stadt wohnen, und nur die Höhe des Mietpreises die Grenze zwischen den Wohnungen der „nice people“ und den „slums“ bildet, hat das weiße New York zwischen sich und der schwarzen Bevölkerung eine fast unübersteigbare Scheidewand gezogen. Die Folge davon war, daß sich das Negerium in einem bestimmten Stadtteil, in Harlem, wo vor 25 Jahren eine durchweg deutsche Bevölkerung lebte, angesiedelt hat. Die ganze Gegend zwischen der 130. und 150. Straße und der 8. und Lexington Avenue ist heute eine ausgesprochen schwarze Großstadt. Durch gemeinsame Finanzverbände ist fast der gesamte Grundbesitz in die Hände der Neger übergegangen, die von hier aus des Morgens über

ganz New York zu ihren Arbeitsplätzen auszuwärtigen und abends an der Lexington Avenue ihren eigenen Miniatur-Broadway bestehen.

Die Einwohner dieser schwarzen Weltmetropole belaufen in New York fast ausschließlich Neger, die als „Nigger jobs“ bekannt sind, denn aus kaum erklärlichen, aber unumstößlichen Gründen sind dem farbigen viele Stellungen verweigert. So kann ein Neger wohl Polizist, aber nicht Feuerwehrmann werden, er kann nicht Kassenverwalter an der Untergrundbahn sein, aber man vertraut ihm als Kassenboten Tausende von Dollars an. Den unumstößlichen Vorzug aber haben die Schwarzen als Doktorarbeiter, Hauswart und „Jannenslieger“, wie man die Fahrkutschpiloten nennt.

Innerhalb ihrer eigenen Metropole findet man in Harlem natürlich Neger in allen Berufen. Es gibt hunderte von farbigen Rechtsanwältinnen und Ärzten, man findet Neger als Theaterdirektoren und Zeitungsverleger, als Lehrer und Professoren. Ja, selbst in die politischen Stellungen haben sie Einlaß gefunden, und wirken in ihrem eigenen Distrikt als Polizeirichter, Totenarzt und Alderman.

Gesellschaftlich wird aber auch der gebildete Neger von den Weißen New Yorks geachtet. Freilich ist die Grenze des persönlichen Zusammenlebens nicht so scharf gezogen, wie in New Orleans oder anderen Städten des Südens, wo ich es erlebte, daß ein schmerzhaft grinsender weißer „Gentleman“ auf der Straßenbahn eine elegante hellhäutige Dame mit so wenig Negerblut, daß nur der Halbmond ihrer Fingerringel bläulich schimmerte, in nicht wiederzugebenden schmutzigen Worten in den für Negerpassagiere bestimmten Anhängewagen verwies, und unter dem Beifallsgeul der übrigen weißen „Gentlemen“ des ritterlichen Südens, seinem Herrenhandpunkt dadurch Ausdruck verlieh, daß er der Dame ins Gesicht — spuckte. . .

Widerstandslos nahm damals die Nalattin ihr Spitzentäschchen, reinigte ihr Gesicht und krieg um. . .

In New York kennt man so etwas nicht. Schwarz und weiß saßen nebeneinander in denselben Verkehrsmitteln. In den Kaufhäusern gibt es keine getrennten Abteilungen für Negerkunden wie im Süden, und auch in den Theatern kann man auf allen Plätzen Neger finden. Nur die Hotels weißen Neger gar nicht an, und in manchen Nachtclubs verleiht man den Schwarzen den Besuch dadurch, daß man das von ihnen benutzte Geschloß vor ihren Augen zerbricht, ein Zeichen, daß kein Weißer es nach ihnen zu benutzen braucht. . .

„Diese empörende Behandlung des Negers ist Ihnen unverständlich“, fragte am Abend Mr. Jod. „Aber, war es denn bei Ihnen in Deutschland, jedenfalls vor dem Kriege, nicht ebenso? Ich entsinne mich, gelesen zu haben, daß ein deutscher Offizier den Abschied nehmen mußte, wenn er die Tochter eines Gastwirts, Handwerkers oder des Inhabers eines offenen Ladengeschäftes heiraten wollte, dagegen sofort den Konfession erhielt, wenn der Schwiegervater ein großer Rittergutsbesitzer und Schnapsrenner war. . .“

Wir saßen an diesem Abend lange bei Wodka und Zigaretten zusammen. Als ich mein Zimmer aufsuchte, sagte Jod bedeutungsvoll:

„Morgen stelle ich Sie unserem Marcus Garvey vor.“

Beim „Kaiser von Afrika“.

Von den beiden schwarzen Polizisten, die ich fast immer vor dem Gebäude aufhalten, höflich begrüßt, fuhr der Rechtsanwalt und Alderman de Gilderseldt mit mir vor das Haus des von allen Negern vergötterten Marcus Garvey, des selbstbetitelt „Kaisers von Afrika“, der hier an der 142. Straße in einem prächtigen Braunkiefernhaus, welches einst die bekannte Familie Schurman bewohnte, seine „Residenz“ aufgeschlagen hat. James, der schwarze Chauffeur, hat für die kurze Dreiminutentour seinen buntesten Treschentof angelegt. Mein Gefährt trägt gut gestreifte Hufe und Zylinder. Hertha hat mir noch einen schwarzen Schlips hervorgeholt, damit ich wenigstens einen kleinen feierlichen Anstrich für diese Audienz habe.

James springt aus seinem Führerfisch und reißt die Tür auf, als aus dem Portal des imposanten Hauses ebenfalls schon zwei in roten Vorzees gekleidete Neger austreten, um denselben Dienst zu verrichten.

„Dienend wird der Anwalt empfangen.“

„His Honor awaits the gentleman in the reception-room.“ — „Seine Ehre erwarten die Herren im Empfangssaal.“

„Thank you, Captain“, entgegnet Jod und geht mir voran die Marmortreppe hinauf.

In einem prunkvollen Vestibül nimmt uns ein anderer Diener die Ueberzüge ab. Eine defektierte Negerdame in raschelndem Seidentkleid und blinkendem Schmuck wirft dem Anwalt eine lächelndes Begrüßungslächeln zu und verschwindet hinter einer gelben Samptür.

„This way, please, gentlemen“, sagt der Diener und öffnet uns eine Tür.

Jod tritt ein und verbeugt sich. Ich folge seinem Beispiel. Hinter einem riesigen Schreibtisch erhebt sich ein gewaltiger Neger von fast pechschwarzer Farbe, dessen Oberkörper eine Kahlköpfe umschließt, unter deren dünnem Stoff sich die Knoseln wie Stride dehnen.

„Welcome, you Honor“, begrüßt er meinen Begleiter mit einer merkwürdig dünnen Kinderstimme.

„Sind mir pünktlich, Euer Ehren“, entgegnet Jod den Gruß.

„Und dieses ist wohl Mister Ey, den Sie mir angemeldet haben?“

Ich verbeuge mich.

„Sit down, nehmen Sie Platz, gentlemen. Hier ist zu rauchen und Portwein.“

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich den zeremoniellen Ton, der zwischen den beiden farbigen vorherrschte. Der weiße Amerikaner liebt es, sich bereits nach einer oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Namen anzuregen, und ein Politiker erblickt darin den höchsten Gipfel der Popularität, wenn der Zeitungsjunge, dem er auf der Straße sein Blatt abkauft, nicht „Mister Mayor“ oder „Der Oberrichter“ sagt, sondern „Here you are Bill“ oder „Jim oder Ned“.

Die Neger New Yorks aber haben ihrer äußeren Freundlichkeit auch die Konzeption gemacht, daß sie sich mit „Euer Ehren“ oder selbstverlehenen militärischen Titeln, wie „Captain“ oder „Colonel“ anreden.

„Sie wollen uns in unseren Bestrebungen behilflich sein, wie mir der achtbare Herr de Gilderseldt mitteilte?“ fragte die dünne Fingerringel.

„Wenn meine Fähigkeiten dazu anreichen, so stehe ich Ihnen zur Verfügung.“

„Es wird sich zuerst auch nur darum handeln, daß Sie uns zur Verfügung stehen. Genaue Direktiven können wir Ihnen erst geben, wenn wir uns besser kennen gelernt haben. Um Sie mit den anderen Herren unseres Komitees bekannt zu machen, bitte ich Sie, an einem Empfang teilzunehmen, der übermorgen bei mir stattfindet. Es hat mich gefreut, Sie zu begrüßen. Ich habe jetzt noch mit Herrn de Gilderseldt Geschäftliches zu besprechen, das für Sie lästig und langweilig sein muß. Also auf übermorgen. Die Einladung geht Ihnen noch schriftlich zu.“

Ich ließ die beiden Herren allein und begab mich zu Fuß nach der Wohnung des Anwalts zurück, wobei ich einen gewissen Keger über die rasche Verabschiedung durch den Negerführer nicht unterdrücken konnte.

Schwarze Diplomatie.

„Nun, wie denahm sich seine höchste Potenz?“ fragte Hertha, als ich in das Haus zurückkehrte.

„Sehr korrekt und sehr kühl“, sagte ich verdrießlich.

„Ueberstelle dich nicht mit einer Zulage oder Abgabe, Karl. Weibchen noch eine Welle bei uns wohnen und mache dir Mühe, wie du dein weiteres Leben gestalten willst. Ich warne dich ausdrücklich vor jedem allzu schnellen Schritt in dieser oder jener Richtung, es ist nicht jedermanns Sache, mit den farbigen umzugehen, besonders aber in ihrem Dienst zu stehen. Männer wie Jod sind nicht oft zu finden.“

„Du kennst Garvey?“

„Ich habe viel von ihm gehört. Er will das ganze Negerium der Welt zusammenfassen, nicht als Staat, sondern als Volk, das in allen Ländern, wo es in größerer Zahl anfällig ist, seinen Einfluß ausüben soll. Er träumt zum Beispiel davon, einen Lynchmord in Kentucky mit einem Streik der Grubenarbeiter in Südafrika beantworten zu können. Er verleiht schon Orden und Titel von wunderbarer Pracht. Er hat ein recht klares Ziel, ist aber ein wenig Gaukler und Bluffer.“

„Ein seltsamer Mann, dieser Kaiser von Afrika —“

„Kaiser der Afrikaner wäre zweifellos richtiger“, meinte Hertha, „hier sieh dir die heutige „African World“ an, Garveys Leiborgan, das in hunderttausend Exemplaren gelesen wird.“

Hertha reichte mir ein Blatt im Format der großer New Yorker Blätter. Genau wie früher bei uns der „Vorbild“, so fand hier auf der ersten Spalte zu lesen: „Our Leader“ und darunter haarklein, was Marcus Garvey gestern getan hatte, welche Personen er empfing, daß seine Gattin einen Tee gegeben habe und die leichte Regenverfärbung seiner Tochter behoben sei.

Hertha, bei all diesem Glanz in Harlem, bei all dem Bekanntheit, das ich den Negern entgegenbringen kann, kommt mir diese Negerhand heute so merkwürdig unsicher, so unheimlich und fast drohend vor. . .

„Ja, man hat solche Stimmungen ich kenne sie. . . Mir ist es manchmal, als ob sich eine dunkle Wand auf mich herablenke, als ob ein schwarzer Schleier mich umstricke, als ob ich keinen Atem holen könne.“

Ich nahm die Hand der blonden Frau:

„Dein Jod hat mir nur Gutes erwiesen, Hertha, und dich behandelt er, wie da es nie besser verlangen kann. Er hat dich unabhängig gemacht und du bist nicht gebunden. Und doch bleibst du hier? Du kennst Harlem, du kennst die Kaffeegenossen Jods, nun sage mir: soll ich mich dem Negerium verpflichten, werde ich es betrogen müssen?“

(Fortsetzung folgt.)

